

Mexiko – nicht nur ein Land, sondern ein Lebensgefühl

Von Nora Ebert

Nora war nach der 10. Klasse von August 2009 bis Juni 2010 mit der Organisation YFU in Mexiko.

Lautes Hupen ertönt vor der Haustür. Ich schnappe mir meine Tasche, werfe noch einen letzten Blick in den Spiegel und rufe ein schnelles „Ya me voy – hasta luego“ durch die offene Küchentür zu meiner Gastmama, dann bin ich schon draußen. Dort steht der kleine grüne Jeep meines Freundes Monroy, ein älteres Modell, der Lack an etlichen Stellen zerkratzt, etwas verbeult. Aus den heruntergelassenen Fenstern schallt laute Musik. „Castígame, sé que me he portado mal...“. Laute Rufe und Lachen, drinnen sitzen schon drei weitere Freunde. Ich quetsche mich irgendwo zwischen Fenster und Sitz, halte mich mit der Hand oben am Dach fest, um bei plötzlichen Lenk- und Bremsmanövern des 14-Jährigen nicht gegen den Vordersitz zu prallen. Und schon sind wir unterwegs in Richtung Zentrum, ein paar Runden um den Parque drehen, mal sehen, wen wir dort noch so treffen, bevor wir uns zu siebt aufmachen, um irgendwo etwas zu essen.

Spontan, fröhlich, ein wenig verrückt – die Mexikaner. Wenn ich an meine Zeit in Mexiko zurückdenke, sehe ich als erstes ihre lachenden Gesichter vor mir. Wie sie mitten auf der Straße anfangen zu tanzen. Die Lieder, die mein Gastvater und seine Brüder zu Gitarrenmusik sangen. Wie ich abends mit meinen Freunden am Straßenrand saß, Panuchos und Empanadas aus kleinen Plastikschälchen essend. Die unzähligen verregneten Herbstsonntage, die wir Filme schauend bei meiner Freundin zuhause verbrachten, umgeben von Kisten- und Bücherstapeln, vereinzelt Zimmerpflanzen, bunt zusammengewürfeltem Mobiliar und erst zur Hälfte verputzten Wänden. Oder die warmen Spätsommerabende, an denen wir es uns mit Decken, Pflaumen und Chilipulver auf ihrem Dach gemütlich machten. Von da oben konnten wir fast die ganze Stadt sehen, das belebte Zentrum, den Supermarkt Bodega Aurrera, die „Casa de la Cultura“, wo wir Salsa tanzen lernten, das Rathaus, bis hin zum Baseballstadion auf der anderen Seite, dort, wo auch das Haus meiner Gastfamilie steht.

San Andrés Tuxtla. Hunderttausend Einwohner, eine typisch mexikanische Kleinstadt im Bundesstaat Veracruz. Umgeben von Bergen, so war das Wetter erträglich. Das heißt: 36 Grad

Celsius und so schwül, dass sich bereits der Schweiß auf meiner Stirn bildete, sobald ich das Haus verließ. Nichts, im Vergleich zu den 40 Grad an der Küste. Wenn wir mit dem Auto eine Dreiviertelstunde gen Norden fuhren, waren wir dort, am Golf von Mexiko. Zuvor ging es jedoch durch das Naturschutzgebiet, die nördlichste Selva der Welt. Alles ist dort grün. Anstelle von Kakteen wachsen Palmen, hellgrüne Büsche mit großen Blüten in allen Farben, frisches Gras. Denn Veracruz ist der Bundesstaat mit dem meisten Wasser, den meisten Seen und Flüssen und Bächen. Vielleicht ist das der Grund dafür, dass scheinbar jeder zweite von meinen Freunden regelmäßig für Schwimmwettkämpfe trainiert, oder wenigstens irgendwann einmal Mitglied im Schwimmverein war.

Daran musste ich oft denken, wenn ich meine Straße entlangging, vorbei an der Häuserwand, an die mit großen blauen Druckbuchstaben geschrieben steht: „Cuida el agua.“ – „Sei sorgsam mit dem Wasser.“ Ein Stück weiter befindet sich der Parque, Haupttreffpunkt der Jugendlichen, mit seinen vielen Bäumen, weißen Bänken, dem „Italian Coffeeshop“ und der strahlend weißen Kirche. Zwei winzige Kirchtürme, dafür aber große runde Bögen und schlichte quadratische Säulen, ein breiter Eingang. Von innen hab ich die Kirche vielleicht fünf Mal gesehen, obwohl meine Gastfamilie vorher behauptet hatte, streng katholisch zu sein.

Der Parque jedoch wurde mir gleich am ersten Tag gezeigt. Als noch alles neu war, ich mich fühlte, wie in einer anderen Welt. Am liebsten den ganzen Tag lang mit offenem Mund durch die Straßen gelaufen wäre. Damals malte ich mir aus, wie es sein würde, ein Jahr lang in diesem herrlich chaotischen Durcheinander zu leben, diese verrückten, gutgelaunten Menschen als meine eigene Familie anzusehen. Irgendwann, ohne es zu merken, war ich dann wirklich ein Teil dieser Welt geworden. Sprach Spanisch, ohne darüber nachzudenken. Kannte die tausend verschiedenen Variationen der Tortilla und wusste, wenn ich im Restaurant etwas bestellte, auch zumeist, was ich bekommen würde. Zu Verabredungen kam ich zu spät, unabsichtlich. Derjenige, mit dem ich mich treffen wollte, ebenso. Das sind die Regeln des Chaos.

Nichts sieht auf den ersten Blick in irgendeiner Weise geplant oder gut durchdacht aus. Die holprigen, schiefen Gassen, die abwechselnd nach links, nach rechts, hinauf und wieder herunter führen. Stromkabel quer über die Straße gespannt. Nicht ein einziges Spitzdach, dafür aber Fernsehantennen und Wassertanks auf allen

Häusern. Staub und Schmutz, Schlaglöcher. Plastiktüten, die bei einer leichten Brise über die Straße wehen. Streunende Hunde überall. Die vielen Farben, ein Meer der Kontraste. „Alles ist so bunt“, sagte ich anfangs einmal zu meiner Gastmama. Kein Haus gleicht dem anderen. Unser Haus: zwei Etagen, das Obergeschoss leicht nach hinten versetzt, großflächige Fenster. Farblich ein Mix aus orangerot und lachsfarben. Ebenso vielfältig die Gerüche. Unser Haus roch nach Putzmittel und Parfum. Nach frischen Picadas mit Tomatensalsa oder hauchdünn gebratenen Schweinefilets mit Zitronensaft. Bald hätte ich mich mit geschlossenen Augen durch die Straßen bewegen können, immer meiner Nase nach. Wer in der Stadt dem Geruch folgt, kommt zur Markthalle. Ein kunterbuntes, langgestrecktes Gebäude, von innen ähnlich einem alten Lagerhaus. Fasziniert war ich von dem Dreck, dem Gestank, dem Trubel. Kulturschock pur, als ich zum ersten Mal einen ganzen Pferdefuß mit Hufe an einem Haken über dem Fleischerstand hängen sah. Fliegen überall. Daneben reiht sich Blumenladen an Zeitungskiosk, Schreibwaren werden neben Billigsandaletten verkauft, weiter links eine Auswahl an Gewürzen und frischem Obst. Obst, wie ich es in Deutschland noch nie gegessen hatte. Mit Chili und Zitronensaft wird es an jeder Straßenecke verkauft, ebenso wie Wassereis am Stiel und Horchata, das typische Reisgetränk. Hinter diesen Leckereien steht oder sitzt stets ein „Indio“, dunkle, von der Sonne verbrannte Haut, zerrissene Kleidung, barfuß. Das Gesicht von harter Arbeit gezeichnet.

Das ist die andere Seite Mexikos. Die Schattenseite, trotz knallender Sonne. Nirgendwo anders habe ich Arm und Reich so dicht beieinander gesehen. Meine Schule, Privatschule, eine der besten und teuersten des Staates Veracruz, liegt inmitten abgerissener und halbfertig stehengelassener Häuser, verwilderter Grundstücke. Befestigte Straßen gibt es nicht, nur Sonne und Staub, der sich während der Regenmonate in einen Ozean aus Schlamm verwandelt. Kinder rennen umher, bekleidet lediglich mit einer viel zu großen oder viel zu kleinen Hose. Frauen gehen schwer beladen mit krummen Rücken an dem Maschendrahtzaun vorbei, der unsere Schule von diesem Elend abtrennt. Nach dem Unterricht, zuhause, bekomme ich mein Mittagessen von unserem Dienstmädchen serviert. Sie ist es auch, die unsere Wäsche wäscht. Das Haus putzt, mit dem Putzmittel, das man gleich riecht, wenn man hereinkommt. Ich brauchte eine Weile, um mich bei diesem Gedanken nicht mehr unwohl zu fühlen. Um zu verstehen, dass das, was meine Gastfamilie da tat, nicht unmenschlich sondern

menschlich war. Gloria, unser Dienstmädchen, wurde freundlich behandelt, beinahe wie ein Teil der Familie, und sie hatte Arbeit, ein geregeltes Einkommen. Anders als die Menschen, die ich vom Schulhof aus beobachtete.

Die Armut gehörte ebenso zu dem Bild, dass ich als Europäerin von Mexiko hatte, wie die Vorstellungen eines idyllischen Urlaubsparadieses: Sonne, lange Sandstrände und viele, viele Partys. Warum ich dennoch nach Mexiko wollte, weiß ich bis heute nicht genau. Vielleicht war es die lateinamerikanische Mentalität, die mich besonders reizte. Vielleicht das Essen, die Sprache, das Wetter. Vor allem wollte ich etwas völlig Neues erleben, etwas, dass in Deutschland niemand verstehen könnte. Exotisch, aufregend. Das Klischee neu erfinden, neu entdecken.

So wie ihn. Braungebrannt, mit faltiger Haut geht er den staubigen Weg entlang. Auf seinem Kopf ein weiter Sonnenhut aus Stroh, in seiner Hand das Seil, an dem er seinen Esel hält. Fehlt nur noch die Zigarre im Mund und eine Flasche Tequila in der anderen Hand. Der charakteristische „Urmexikaner“. Es gibt ihn wirklich, ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen. Und doch ist er nicht repräsentativ, macht nur eine Minderheit der Landbevölkerung aus. Dann, die mexikanische Fiesta: Zwar kein „Hossa, hossá“, aber ausgelassene Stimmung herrscht dennoch. Es wird getanzt, es wird Tequila getrunken. Der Chico Latino, mal mehr, mal weniger attraktiv, tanzt von hinten seine nächste Partnerin an, eng umschlungen, Salsa oder Reggaeton. Auch die Erwachsenen feiern ordentlich mit, bleiben der Tanzfläche nicht fern. Heiß ist es hier drin, schweißdurchnässte Poloshirts und klitschnasse Haare stören jedoch niemanden. Bis in die frühen Morgenstunden kreisen die Hüften, dröhnt die Musik. War das ein unterdrücktes Gähnen? Nein, Müdigkeit gibt es heute Nacht nicht. Irgendwann tanzen alle Mädels barfuß, die zehn Zentimeter hohen Absätze bleiben am Rand liegen. Hinterher wird das große Suchen beginnen, vorerst aber sorgt sich darum noch keiner. Wieso sich auch Sorgen machen um das, was morgen passiert, wenn man doch hier und jetzt Spaß haben kann? „¡Mañana, mañana!“, denn schließlich sind wir Mexikaner!